



Druck v. J. Hesse in Berlin.

Gottfried August Bürger

Der Göttinger Dichterbund, Hölty und Gottfried August Bürger.*)

Von Heinrich Pröhle.

Es war in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, als in unserer Litteratur ein herrlicher deutscher Geist erwachte, wenn auch anfangs in sonderbarer Form. Da wurden in einem poetischen Kalender die Namen der Heiligen mit Dichternamen vertauscht. Der Dichter Günther, welcher in seiner Sinnlichkeit untergegangen war, stand am Aschermittwoch im Kalender. Aber Klopstock, der Messiasfänger, war zu Weihnachten angefügt. Ein satirisches Märchen ging durch's Land von 400 deutschen Barden, welche beständig Eichenkränze trügen, in Ziegenfelle gekleidet auf einem Berge opferten, Wodan und Klopstock anriefen und keinen Wein, aber gewaltig viel Bier tranken. Wegen der Lage des Brockens in der Grafschaft Stolberg-Wernigerode, aus den Verhältnissen Gleims zur Grafschaft Wernigerode und aus der Bethheiligung der Grafen Friedrich Leopold und Christian von Stolberg, welche freilich weder in Wernigerode noch in Stolberg zu Hause waren, fand sogar in die Schrift eines Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften zu Berlin über die Litteratur der preussischen Monarchie die Nachricht Eingang, daß in einem großen Saale auf Schloß Wernigerode die Barden Deutschlands unter dem Ältesten Gleim an einem Tische, dessen Ehrensitz für Klopstocks Geist leer gelassen werde, bei Bier und Taback ein jährliches Fest begingen.

Alle diese Fabeln waren gelehrte Scherze über den Göttinger Dichterbund, dessen Gründung und erste Einrichtung denn doch von ganz anderer Art war. Am 12. September gingen nämlich eine Anzahl schon vorher dem Musengotte Apollo verbundener Göttinger Studiosen, Voß, die beiden Miller, Hahn, Hölty und Wehrs, noch des Abends nach einem nahe bei Göttingen gelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond war voll. Sie überließen sich ganz den Empfindungen der schönen Natur. In einer Bauerhütte aßen sie Milch und begaben sich darauf in's Feld. Hier fanden sie einen kleinen Eichengrund und kamen auf den Gedanken, unter diesen in der Vorzeit so heiligen Bäumen einen Freundschaftsbund zu beschwören. Für diesen Abend bekränzten sie die Hüte mit Eichenlaub, faßten sich bei den Händen, tanzten im Ringeltanze um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne als Zeugen ihres Bundes an und versprachen sich ewige Freundschaft.

Wie schon früher, so versammelten sich die Jünglinge auch nach dieser Zeit jeden Sonnabend um 4 Uhr auf der Stube eines Bundesgliedes. Klopstocks Oden, Ramlers lyrische Gedichte und ein goldverzieres in schwarzem Leder gefaßtes Bundesbuch mit den besten Gedichten der Gesellschaft lagen auf dem Tische.

*) Dieser Aufsatz entstand aus dem Wunsche, das in unserer Schrift über Bürger (Leipzig, bei Gustav Mayer, 1856) Enthaltene im Wesentlichen theils weiteren Kreisen zugänglich zu machen, wie wir denn auch die schönen Züge der Popularität Bürgers aus andern Biographien unsern Lesern nicht vorenthalten wollten, theils zu ergänzen.

Zu den Ergänzungen wurden wir besonders durch Mittheilungen aus der Umgebung von Bürgers noch lebender Tochter in den Stand gesetzt. Dem beigegebenen interessanten Portrait Bürgers liegt ein auf Gleims Veranlassung von Tischbein dem Älteren angefertigtes Gemälde zu Grunde. Dagegen wollen die Mittheilungen über den Göttinger Dichterbund nichts Neues bieten und schließen sich an die Geschichte desselben von Prutz an. Der Aufsatz wurde auch bereits vor einem größeren gemischten Publikum zum Besten eines dem Geographen Carl Ritter in Duedlinburg zu setzenden Denkmals in größerem Umfange vorgelesen.

Sobald alle zugegen waren, las einer eine Ode aus Klopstock oder Ramler vor. Man besprach dieselbe und urtheilte auch über die Declamation des Vorlesenden. Dann wurde Kaffee getrunken, und dabei lasen die Anwesenden ihre Gedichte vor, welche in dieser Woche entstanden waren. Aber auch außerdem hielten die Sünglinge bedeutende Zusammenkünfte, bald klein, bald groß. Einst gingen Voss, Hahn und Graf Friedrich Leopold von Stolberg in einer besonders für diesen charakteristischen Scene bis Mitternacht ohne Licht bei einem Gewitter in Vossens's Stube herum. Sie sprachen von Klopstock, Freiheit, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achte. Bliß und Donner machten ihr ohnehin schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernsthaft, daß sie selbst in diesem Augenblicke sich zu jeder großen Handlung für fähig hielten.

Die antifranzösische Richtung des Bundes gab sich sehr lebhaft kund. Da saß einst bei Gwalbs Abschiedsmahle Boie, überhaupt die Seele des Bundes, obenan im Lehnstuhle. Zu beiden Seiten der Tafel, die mit Eichenlaub bekränzt war, saßen die Bardenschüler und zechten wie Anakreon und Flaccus. Da nahm Boie das Glas und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und erst nach einem feierlichen Stillschweigen trank er. Ramlers Gesundheit wurde schon nicht so voll und feierlich getrunken. Andere Gesundheitigen folgten. Als aber der Name eines Dichters, der leichtere Sitten predigte, genannt wurde, standen die Sünglinge zornig mit den vollen Gläsern in der Hand auf und brachten ihm ein Vereat. Französische Regeln sollten die deutsche Litteratur nicht mehr beherrschen.

Noch weiter gaben die Sünglinge ihren deutschen Sinn kund bei ihrer Feier von Klopstock's Geburtstage. Vorher gingen sie in der Mitternacht aus, von der Bundesreihe Zweige zu dem festlichen Tage zu brechen. Gerade über der Bundesreihe stand ein funkelnder Stern. Schon von ferne kündigten sie der Eiche ihren Bund für's Vaterland an, ließen und riefen ihr Wodan's Gesang entgegen, traten hierauf still und langsam näher hinzu, faßten Aeste, brachen Zweige und riefen laut: „Unserm Vater Klopstock!“ Am Geburtstage Klopstock's selbst regnete es und gleich nach Mittag kamen die Sünglinge auf der Stube ihres „feurigen Hahn“ zusammen. Dort war eine lange Tafel gedeckt und mit Blumen geschmückt. Obenan stand ein Lehnstuhl, der mit Rosen und Levkoyen bestreut war, und auf welchem Klopstock's Werke lagen. Hahn las einige Triumphgesänge und einige Oden auf Deutschland von Klopstock vor. Dann trank man Caffee und zündete sich die Pfeifen an mit Sidibus aus Wieland's Schriften. Hierauf wurden in Rheinwein getrunken Klopstock's Gesundheit, Luther's und Hermann's Andenken, die Gesundheit des Bundes, Ebert's, Goethe's und Herder's. Unter andern wurde jetzt noch Klopstock's Ode: „Der Rheinwein,“ gelesen, welche bedeutungsvoll schließt:

Noch viel Verdienst ist übrig. Auf! hab' es nur.
 Die Welt wird's kennen. Aber das edelste
 Ist Tugend! Meisterwerke werden
 Sicher unsterblich; die Tugend selten.

Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
 Gutbehren können. Athme nun auf und trink.
 Wir reden viel noch, eh' des Aufgangs
 Kühlungen wehen, von großen Männern.

Das Gespräch wurde jetzt sehr warm. Die Hüte auf dem Kopfe tragend sprachen die Sünglinge von Freiheit, von Deutschland und von Tugendgesang. Dann aßen sie, punschten und zuletzt verbrannten sie Wieland's Idris und Wieland's Bildniß.

Zu jener Zeit waren in Göttingen die bedeutendsten dichterischen Talente, Hölty und Voss. Beiden eigenthümlich ist eine tief mit ihrer Poesie zusammenhängende Sehnsucht nach Natur und Unschuld. Einst gingen Beide nach einem nahen Dorfe, Kleift's Frühling in der Tasche. Sie aßen zuerst im Wirthshause eine Schale Milch und wollten sich nun

in den Garten des Wirthes unter einen blühenden Baum legen. Aber der Garten war klein und mit Wäsche behangen. Deshalb erbaten sie sich die Erlaubniß, im Pfarrgarten lesen zu dürfen. Dort setzten sie sich in eine Laube, die aus Apfelbaum und Hollunder gestochten war, und Hölty las den Frühling vor, während Bof eine Pfeife rauchte. Ringsum war Alles Frühling. Die Nachtigall sang, die Tauben girrten, die Hühner gacker-ten, von ferne ließ sich eine Schaar Knaben auf Weidenflöten hören und die Apfelblüthen regneten so auf sie herab, daß Hölty sie vom Busen wegblasen mußte. Als sie fertig waren, lagerten sie sich noch eine Stunde unter einem blühenden Baume und beobachteten die kleinen Lämmer, die im fetten Graze herum schwärzten. Hierauf bedankten sie sich, aßen ein Butterbrot in der Schänke und gingen im Wehen der Abendlüfte wieder nach Göttingen.

Hölty lagerte sich bei kleinen vertraulichen Schmausen, besonders wo Rheinwein blinkte, auf Rosenblätter und salbte seinen Bart wie Anakreon. Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle und ein Weib in seine Hütte war Alles, was Hölty sich wünschte. Wenn die Wiesen von Heu dufteten, lagerte er sich in der Dämmerung auf einem Heuschaber und hing seinen Phantasien nach, bis der silberne Mond, der am Himmel hervorging, ihn angenehm überraschte.

Vor und nach dem kurzen Bestehen des Dichterbundes lebte in Göttingen Gottfried August Bürger, auf dessen vollendetste Dichtung ein Bundesmitglied großen Einfluß hatte, obgleich Bürger gerade damals nicht in, sondern nur bei Göttingen wohnte. Er nannte sich den Adler, den Condor des Dichterbundes. Der Bund aber erkannte scherzend, daß ihm durch den Büttel des Bundes seine Fittige abgeschnitten und vor die Augen gehalten würden, damit er sehe, daß es nur Sperberfittige seien, und daß seine Fittige hierauf, ihm zur wohlverdienten Strafe, Andern aber zum gerechten Abscheu und Exempel, an sein eigenes Scheunenthor genagelt werden sollten. Mit dem Dichter Bürger wollen wir uns jetzt näher beschäftigen.

Zu Anfang des Jahres 1729 starb zu Ascherleben ein Mann Namens David Kolbe, der reiche Kolbe genannt. Ein Bäcker, Namens Bauer, Gottfried August Bürger's Großvater, erbt von ihm ein ansehnliches Vermögen und vermehrte es durch eigenen Fleiß. So besaß er viele Felder auf der Ascherleber Flur. Ein Drittel derselben wurde erst vor achtzehn Jahren von den Erben seiner Enkelin Philippine, der Schwester Bürger's, für 11,000 Thlr. verkauft. Dieser Enkelin gab er 1762 bei ihrer Verheirathung mit dem Magister Desfeld eine Mitgift von 1000 Thlrn., einen noch vorhandenen Schmuck für 300 Thlr. und eine Ausstattung, von der noch jetzt Manches von Tisch- und Bettwäsche in einem sächsischen Pfarrhause vorhanden ist. Bauer war ein braver, rechtlicher und gutmüthiger Mann, und diesen Charakter zeigt auch ein in jener Pfarre noch vorhandenes großes Delgemälde von ihm. In dieser Familie lebt auch noch Fräulein Bürger, eine Tochter Gottfried August Bürger's. Während so Bürger's schöne und sehr begabte Schwester und ihre Familie reichlich erbt, macht es einen traurigen Eindruck zu sehen, wie unter gleichen Umständen die Familie des Dichters verkommt, ohne Zweifel vorzugsweise wegen der sittlichen Mängel des Dichters.

Bürger's Mutter soll ihren Anlagen nach eine der begabtesten Frauen ihrer Zeit, aber sehr roh und ungebildet gewesen sein. Sie war nichts weniger als schön, und ein noch vorhandenes großes Delgemälde zeigt sie als eine corpulente Frau mit sehr harten Zügen. Ihr Mangel an Bildung soll so weit gegangen sein, daß sie einen Theil der alten Kirchenacten des Ortes zum Eingruden der Speisen benützt haben soll.

Bürger wurde 1747 im Pfarrhause zu Melmerswende in der damaligen Herrschaft und jetzigen Grafschaft Falkenstein geboren. Seine Biographen sagen, der Dichter habe als Knabe die Einsamkeit der Wälder gesucht; ich muß aber gestehen, daß die umliegenden

Wälder das Gefühl der Einsamkeit in mir kaum lebhafter hervorriefen, als die Lage seines Geburtshauses, welches scheinbar wenigstens selbst von den übrigen Häusern des Dörfchens völlig abgeschlossen ist. Selbst wenn man das Haus kennt, bedarf man noch eines Führers, um das Thor zu finden, das am Giebel des Gebäudes hinter der Kirche versteckt liegt. Auf dem Hofe wächst jetzt hohes Wiesengras in solcher Ueppigkeit, daß es wiederholt im Jahre gemäht werden kann. Mitten aus dem hohen Grase ragt ein uralter Brunnen hervor. Dem Thorwege gegenüber, am entgegengesetzten Ende des Hofes, ist Garten und Feld, welches sich an einem kleinen Hügel hinanzieht; die Wohnstube ist eng und unheimlich, überaus freundlich dagegen im ersten Stocke zur Rechten der Treppe das niedrige Stübchen, wo der Dichter der Lenore das Licht der Welt erblickte. Ein tieferes Stilleben kann man sich nicht denken, als das sich hier dem Auge bietet, wenn man von dem Fenster dieses Stübchens auf die grünenden Gärten und Obstbäume hinblickt, welche sich zur Seite der Kirche vor dem Auge ausbreiten. Dem Fenster gegenüber an der Wand befindet sich die Stelle, wo Bürger geboren ist. Bürger's Geburtshaus, wie es jetzt ist, zeigt unsere Abbildung.

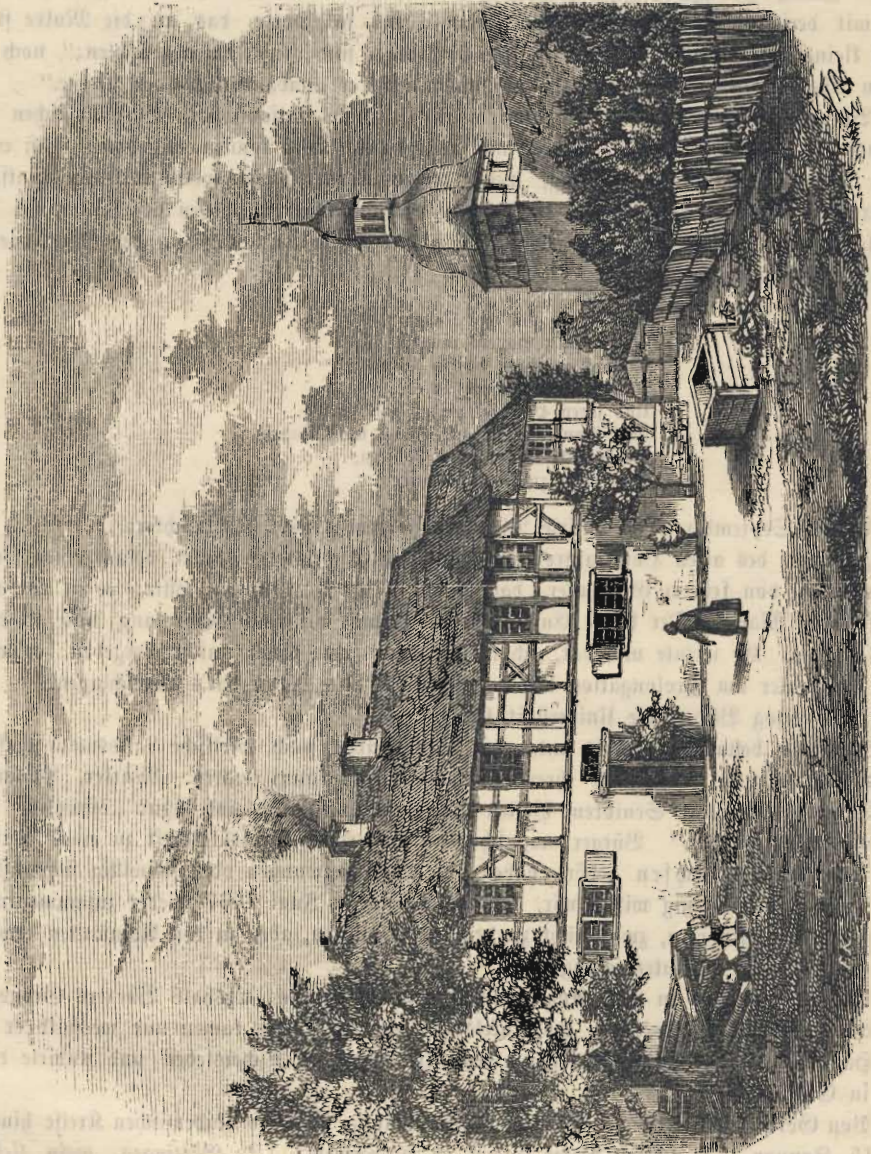
Von dem Dorfe selbst heißt es: „Das ist ein Dörfchen in der Affeburger Herrschaft Falkenstein, zum Fürstenthum Halberstadt gehörig, im Mansfelder Gebirgskreise des Merseburger Regierungsbezirks. Die Anhaltische Grenze ist wenige tausend Schritte im Süden; zwei Stündchen nach Norden liegt das alte Schloß Falkenstein. Die Umgegend hat etwas Einsames und Abgeschiedenes, aber sonst viele Reize. Ein lieblicher Wechsel zwischen Hügel und Niederung, bald Kornfelder, bald kleine Hölzer und Wäldchen, in der Nähe ringsum frische und kräftige Forsten und der tiefe, schattige Grund der Leine, etwas entfernt das Thal der Eine, beides überaus anmuthige Stellen, wenn sie auch nicht in der Route der gewöhnlichen Touristen liegen.“

Das Eigenthümliche dieser zu der Harzgeröder Hochebene gehörenden Umgebung vom Geburtsorte des Dichters hat auch der Knabe Bürger wohl empfunden und in sich aufzunehmen gewußt. „Er liebte vorzüglich die freien, grünen und mit sparsamem Buschwerk bewachsenen Hügel, wo er jeden Busch, jede Staude, jeden Distelkopf um sich her beleben konnte. Das Grausen, welches uns oft in der Einsamkeit oder in der Dämmerung, wenn Tag und Nacht sich scheiden, oder im Mondschein, oder in dunkeln Wäldern ankommt, verursachte ihm eine sehr angenehm erschütternde Empfindung.“

Von dem Großvater zu Aischersleben soll Bürger hauptsächlich erzogen sein. Der Tradition nach soll er auf der Schule in Aischersleben ein wilder Bursche und ausgemachter Schelm gewesen sein. Daß der Knabe für ein satirisches Gedicht in Aischersleben hart gezüchtigt wurde, steht fest, und wir können es dahingestellt sein lassen, ob es den Haarbeutel eines Primaners oder gar die ungeheure Perrücke des Rectors Nurbach selbst betraf.

Bürgers Aufenthalt auf dem Pädagogium zu Halle fällt in die letzten drei Jahre des siebenjährigen Krieges. Inspector war damals Johann Anton Niemeyer (Großheim des verstorbenen Directors der Franke'schen Stiftungen Niemeyer), welcher in den bedrängten Zeiten für die Scholaren große Sorgen hatte, da die nöthigsten Bedürfnisse oft für schweres Geld nicht zu erhalten waren. Bald mußte eine Conferenz ausfallen, weil eine Menge feindlicher Offiziere sich herumführen ließ, bald hatte ein brauchbarer Lehrer im Zeichnen das Weite gesucht, und man erinnerte sich bloß seiner bedenklichen Worte, daß doch kein besser Leben anjeko als das Soldatenleben sei, indem Niemand Brot als nur diese Leute hätten. Sogar der Nachwächter machte dem Inspector Sorge, und er hat Folgendes über ihn notirt: „Die Werbung ist stark, und da er lang ist, trauet er sich nicht auf die Straße zu gehen.“ In einer so tumultuarijchen Zeit erhielt der Dichter den bedeutendsten Theil seiner Jugendbildung. Der auf der Anstalt herrschende Geist, welcher von Niemeyer ausging, war der der strengsten lutherischen Orthodoxie.

Während des ersten Semesters nach Bürger's Aufnahme waren die Scholaren von Hopfgarten und von Wagenhüsch seine nächsten Stubengenossen in dem Institute. Beide kommen in Niemeyer's Charakteristiken übel weg. „v. Hopfgarten,“ schreibt er, „ist sehr schwach und macht sich aus dem Wege zur Seligkeit eine Dornhecke.“ „v. Wagenhüsch ist



Gefirrhans G. A. Bürger's: das Pfarrhaus zu Molmerswende.

ein einziger Sohn, der ein ungeheures Vermögen hat und noch mehr erwerben soll, ist schrecklich geizig.“ Von Michaelis 1761 bis Ostern 1862 wohnte Bürger außer mit dem nachmaligen preussischen Stats- und Justiz-Minister von der Neck mit dem nachmaligen Regierungsrathe v. Wangerow zusammen („hat ein schönes Gemüth, ist gottesfürchtig und

sehr fleißig“); ferner mit Rudolphi und Behnsdorf aus Schwedt, — „die lieberlichsten Knaben unter allen, die bei uns sind,“ sagt Niemeyer.

Das äußere Wohlbefinden Bürger's war während seines Aufenthaltes auf dem Pädagogium kein ungestörtes. Im Sommer 1761 litt er an Blutauswurf, im Januar 1762 am rothen Friesel. Ueberhaupt aber muß seine ganze Erscheinung etwas Unansehnliches gehabt haben, wenigstens haftet ihm in Niemeyer's Munde das Prädicat „des Kleinen“ fast mit derselben Zähigkeit an, wie jenem Töffel im Dorfe, das an die Mulde stieß. „Der kleine Bürger ist krank — dem kleinen Bürger sind vier Thaler gestohlen;“ noch bei seinem Abgange als sechszehnjähriger Primaner heißt er unabänderlich „der Kleine.“

Bürger hat wohl die Rückkehr des damals in Halle stationirenden Bernburgischen Regiments aus dem siebenjährigen Kriege mit angeschaut. Wir können annehmen, daß er in diesen Tagen die Eindrücke empfing, welche seiner „Lenore“ den welthistorischen deutschen Hintergrund gaben und aus denen die bei den veränderlichen Geschicken der Völker, bei dem Wechsel von Krieg und Frieden, gewiß noch immerfort in manchem deutschen Ohre wiederklingende Strophe hervorging:

Der König und die Kaiserin,
Des langen Habers müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede.
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Keisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Am 5. September 1763 notirte Niemeyer Folgendes über den Dichter:

„Bürger, des alten Hospitalprovisors Bauer in Aschersleben Enkel, bekam einen Brief, wie auch ich, von seinem Großvater, daß er auf Michaeli weggehen sollte; es ist ein alter eigenfinniger Mann. Der kleine Enkel sitzt in Prima ein halb Jahr lang und ist etwa 15 Jahr alt. Er weinte und bat, ich möchte doch seine Stelle nicht vergeben, er wolle beim Großvater um Prolongation bitten. Aber der alte Mann hat's abgeschlagen.“

1764 bezog Bürger die Universität Halle.

In Halle bestanden damals unter den Studirenden noch wirkliche Landsmannschaften, welche nicht erlaubt, doch nach ihrem Vorhandensein bekannt waren. Märker, Pommeru und Andere hatten ihre Senioren, hielten ihre Zusammenkünfte und sogar „öffentliche Comödien unter einander.“ Bürger mag schon in der ersten Universitätszeit zu einer Verbindung von Niedersachsen gehört haben, die dann gezwungen oder freiwillig sich auflöste oder zerfiel. Actenmäßig wissen wir, daß er, als sie im Juni 1767 wieder zusammentreten wollte, zu ihren Führern, zwar nicht zu den drei Senioren, aber zu den Adjutanten erwählt ward und dadurch in Untersuchung kam.

Die Verwickelung in diese Angelegenheit war der Grund, weshalb Bürger's Großvater Gerüchte über das lockere Leben des Enkels in Halle zu Ohren kamen und weshalb er ihn von Halle fortnahm. Gottfried August verweilte wieder in Aschersleben und studirte dann noch in Göttingen.

Von Göttingen aus wuchs Bürger's Ruf allmählig über die akademischen Kreise hinaus. Am 15. Januar 1771 schrieb Vater Gleim in Halberstadt: „In Göttingen, mein liebster Herr Boie, soll ein ganz vortrefflicher Kopf sich aufhalten, Namens Bürger; er soll in Aschersleben gebürtig und folglich eine Meile von mir zu Hause sein. Man hat mir Wunder von ihm erzählt. Er soll den Homer übersetzen und vortrefflich. Können Sie mir's verdenken, wenn ich mich augenblicklich nach ihm erkundige?“ Göttinger Studenten hatten in den Weihnachtsferien dem als Mäcen berühmten Canonicens ohne Zweifel zuerst den Na-

men des jungen Talents genannt, und wie diese Anfrage an Boie, welche — sehr charakteristisch — von Halberstadt ausging, Bürgers Briefwechsel in seinen sämmtlichen Werken jetzt sehr passend eröffnet, so ist sie auch das erste Zeugniß, das uns von dem Hinauswachsen seines Ruhmes über die akademischen Kreise noch übrig ist. Aber obgleich Gleim damals von Bürger noch sehr wenig wußte, so war doch — abermals wie bezeichnend! — schon mit der ersten Kunde von dem „jungen Unbekannten“ die Nachricht mit nach Halberstadt gedrungen, daß seine Sitten nicht die besten seien. Schade, hatte der Erste gesagt, der bei Gleim Bürgers Namen genannt, schade, daß er sich dem Trunk zu sehr ergeben hat! Und der Herr Canonicus bittet seinen Göttinger Freund, mit dem Genie Bekanntschaft zu machen und es in bessere Gesellschaft einzuführen. Boie hat indessen Bürger bereits vorher kennen gelernt. „Er hat — schreibt er — in Halle Theologie studirt, unter Meuselu einmal disputirt und, mehr durch Genie als durch Fleiß, so viel gelernt, daß er sicher sein Stück gemacht haben würde, wenn nicht sein freies lustiges Leben die Herren Theologen verhindert hätte, ihm gute Zeugnisse zu geben.“ Er wird übrigens als ein reuiger Sünder geschildert, der sich jetzt mit Eifer auf die Rechte geworfen hat.

Im Jahre 1772 wurde Bürger durch Boie's Vermittelung, noch nicht 25 Jahre alt, schon Justizantmann der Herren von Nslar im Amte Altengleichen bei Göttingen, wo er nach und nach an verschiedenen Orten seines Gerichtsprangels wohnte.

Einst, wie er mehr als ein Mal erzählt hat, hörte er im Mondscheine ein Bauermädchen singen:

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Fein's Liebchen, grau't Dir nicht?“

Diese Worte tönten immer in seinem Ohre und wirkten so auf seine Einbildungskraft, daß er schnell mehrere Strophen von der einige Monate nachher vollendeten Lenore entwarf, welche Boien, dem er sie mittheilte, so sehr bezauberten, daß dieser ihm keine Ruhe ließ, bis das Stück fertig war. Mit dieser Vollendung ging es freilich sehr langsam und es blieben immer einzelne Strophen, die erst zuletzt ein Faden aneinander reihte. Das so berühmt gewordene Gedicht äußerte seine volle Wirkung zuerst in dem poetischen Circle zu Göttingen, dem nichts davon verrathen worden war. Als es vorgelesen wurde und Bürger bei der Stelle:

„Rasch auf ein eisern Bitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel,“

mit seiner Reitgerte an die Thür des Zimmers schlug, sprang Friedrich Stolberg in vollem Schrecken vom Stuhle auf. Bürger, der bisher nur mit ängstlicher Besorgniß an das Schicksal eines von aller conventionellen Form so abweichenden Gedichtes gedacht hatte, glaubte nun selbst etwas Gutes hervorgebracht zu haben, und es wurde ihm, als er bald nach dem Abdrucke im Musen-Almanach eine Reise in seine Heimathsgegend machte, die Freunde, in einer an seine Schlafkammer stoßenden Bauerstube seine Lenore vom Schulmeister unter dem lautesten Beifalle der ländlichen Zuhörer vorlesen zu hören.

Die Freunde haben Bürgers praktische Stellung für ihn möglichst günstig aufgefaßt und Graf Christian von Stolberg sang an Bürger von der Justiz, nachdem er diese hat beschuldigt:

Weihe lächelte sie, edler Cheruskersohn,
Dir, o Bürger, der du heiligen Druiden gleich
Richtertugenden übst, heiligen Warden gleich
Draga's Kranz um die Locken schlingst.

Sein Großvater, erfreut, daß der Enkel sich um ein Amt bewerbe, brachte die verlangte Cautionssumme. Weil er sie dem Enkel nicht anvertrauen wollte und dessen Freund Boie nicht zu Hause fand, so legte er sie in die Hände eines Hofraths Liste nieder, der unsern Gottfried August später fast gänzlich darum betrog. Diese Summe, in Bürgers Hände gelegt, würde, vorausgesetzt, daß der Dichter sich damals selbst schon klar war, ihm noch die Möglichkeit eines mehrjährigen Aufenthalts in Göttingen gegeben und zur Begründung einer rechtzeitigen Stellung an derselben Universität gerade hingereicht haben, an die er später nach doppeltem und dreifachem Schiffbruche aus dem Amte Altengleichen doch wieder zurückkehrte.

Liste hatte besonders mitgewirkt, ihm sein Amt zu verschaffen. Bürger wohnte zu Gelliehausen, einem schmutzigen, in einem Kessel gelegenen und von Holz eingeschlossenen Orte als Amtmann von Altengleichen in seinem Hause und aß an seinem Tische; wie schon früher Andere gethan hatten, besang er Liste's Frau und zwar als ein erhabenes Wesen, deren Wahnsinn ihn später hauptsächlich in das Haus des benachbarten Justizbeamten Leonhard trieb, mit dessen einer Tochter er sich alsdann verheirathete. Er wurde dann von Liste nicht allein wie schon erwähnt betrogen, sondern dieser war es auch, der eine Anklage gegen ihn wegen Vernachlässigung seines Amtes veranlaßte und verfaßte. Aus der Zeit des Bürgerischen Vandlebens liegt mir ein ungedruckter Brief an Lichtenberg vor, aus dem nur folgende an einem Sonntage geschriebene bedenkliche Stelle, die für Bürger sehr charakteristisch ist, angeführt werden kann: „Ich danke es meinem Gott, daß ich mich nicht so sehr nach seinem, oder um auch in unschuldiger Trivialität nicht zu blasphemisiren, daß mich nicht so sehr wie andere fromme Christen nach Pastor Zuck's Wort hungert, um mit in die kalte Kirche zu laufen. Bei so kaltem Wetter sollte man die Versammlung wo möglich in der Hölle halten. Apropos! Bei dieser Gelegenheit fällt mir allerlei ein, was ich von Strafbarkeit der wirklichen sowohl als vermeintlichen Blasphemie halte. Die gemeinen Begriffe davon sind unsinnig und abgeschmackt. Ja, wenn der Leibarzt Zimmermann der liebe Gott wäre, so ließe sich wohl denken, daß er über irgend einen lustigen Einfall eines jovialischen Erdenklofes gleich mit Donner und Blitz um sich herum zu werfen geneigt wäre. So aber glaube ich, er nimmt einen Nasentücher, den man, mir nichts, dir nichts, der frommen Unschuld giebt, weit mehr übel“ u. s. w. Das Ende des langen Briefes ist verloren gegangen. Der Anfang bis zu der mitgetheilten Stelle besteht leider meist aus Unsauberkeiten, welche auch die wörtliche Mittheilung eines langen nach Quedlinburg gerichteten Schreibens aus Gelliehausen vom 24. November 1773 unmöglich machen. Der mir unbekanntes Empfänger war ein Assessor, welchen der Dichter glücklich preist, weil er noch bei den Fleischköpfen, Ochsenzungen, Schinken, Capern und Sardellen seines Vaters sitze. „Wart' Du verdammter Assesseur! (so beginnt Bürger seinen Brief voll derben Volkswißes, der aber leider wieder insofern charakteristisch ist als er sich nur um die gewöhnlichsten Dinge dreht, wie er denn unter Anderm dem Selbstgefühl des jungen Patrimonialrichters und Amtmanns, welcher über den Pastor gehe, einen spasshaften Ausdruck giebt). Du wolltest mehr sein als wie ich, der Amtmann des Gerichts Altengleichen? Wahrlich Du solltest nicht so geschwind Antwort auf Deinen letzten Brief erhalten, wenn Du nicht einen so vermessenen Dünkel darin geäußert hättest. Sieh mir doch mal einer den Assesseur an. Was hast Du denn zu befehlen, Du Appendix der Quedlinburger Regierung? Auf die Sache kommt es an, nicht aber auf das Wort. Ich bin in meinem Gericht Souverainer Herr über Leben und Tod, Galgen, Rad, Staupenschlag, Zuchthaus, Karrenschieben, Halseisen, spanische Jungfer, Buckel voll Prügel, kurz, was ich will, kann ich erkennen. Kannst Du das auch, Du Zaunkönig? Ich habe auch ein starkes Militair unter meinem Commando. Eine Armee von 24 Mann Landmiliz, die auf meinen Wink marschfertig sein müssen und wodurch ich meinen Staat im Zaum

halte. Und wenn ein Fürst in meinen Gränzen Verbrechen begeht, so lasse ich ihn durch meine dienstoffertigen Geister greifen und hege mein hochnothpeinliches Halsgericht über ihn. Güte Dich also, Du vermessenenes Affesseurchen, wenn Du herkommst, nicht etwa über die Saat zu reiten“ u. s. w. Später heißt es: „Wo Du mir hinfort nicht fleißiger schreibst, so soll meine richterliche Ungnade Deine Strafe sein, und ich will Dich auch allenfalls auf ein paar Stunden Hundeloch, bei Wasser und Brod, wenn Du einmal meine Gränzen betreten solltest, tractiren. Wenn ich aber binnen hier und den künftigen Hundstagsferien wenigstens alle Monat einen Brief bekomme, so soll Dir große Ehre widerfahren, Du sollst durch eine Garde eingeholt werden und eine Schildwache vor Deine Thür bekommen. Auch will ich allenfalls Dir zu Ehre einigen armen Sündern die Köpfe abschlagen lassen.“ Eine Reise in die Gegend von Queblinburg und Aschersleben müsse der Dichter wegen seiner richterlichen Arbeiten verschieben, weil die Bauern im November das meiste Geld zu Prozessen hätten. Endlich rühmt sich Bürger, daß er bei den Mädchen seiner Nachbarschaft in ganz gutem Credit stehe.

Bürgers Verheirathung mit der ältesten Tochter des Beamten Leonhard fand im Jahre 1774 statt. Er bezog mit ihr das für sie eingerichtete Bauernhaus in dem zu seinem Gerichtsprenzel gehörigen Dorfe Wöllmershausen. Die im Geiste einer Zeit, welche schönen Leidenschaften ein unbedingtes und deshalb zerstörendes Recht zuzustehen geneigt war, aus dieser Heirath hervorgegangenen moralischen Verirrungen sind bekannt. Jedoch hat Bürger keineswegs genau darüber berichtet, wenn er seine erste Gattin nie geliebt haben will. Seine eigne berühmte Nachricht davon lautet: „Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art — zu weitläufig, hier zu erzählen — kam ich dazu, die erste zu heirathen, ohne sie zu lieben. Ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die Zweite, die damals noch ein Kind und kaum vierzehn bis fünfzehn Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl; allein aus ziemlicher Unbekanntheit mit mir selbst hielt ich es, ob ich's mir gleich nicht ganz ablängen konnte, höchstens für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grausame Zukunft thun können, so wäre es Pflicht gewesen, selbst vor dem Altare vor dem Segensspruche noch zurückzutreten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von fast zehn Jahren immer heftiger, immer unauslöschlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich von der Höchstgeliebten wieder geliebt. O, ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte! Wäre das mir angetraute Weib ein Weib von gemeinem Schlage, wäre sie minder billig und großmüthig gewesen (worin sie freilich von einer Herzensgleichgültigkeit gegen mich unterstützt wurde), so wäre ich zuverlässig längst zu Grunde gegangen und würde jetzt diese Zeilen nicht mehr schreiben können. Was der Eigensinn weltlicher Geseze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die Andere, insgeheim es wirklich zu sein.“

Im Jahre 1778 übernahm Bürger zu seinem Justizamte noch die Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs. 1780 (bis 1783) übernahm er sogar eine Gutspachtung, so daß wir ihn zu gleicher Zeit auf Beiträge von den Halberstädtern und auf Regen für seine Felder warten sehen. Die Pachtung befand sich in dem gleichfalls in seinem Gerichtsprenzel liegenden Dorfe Appenrode und gehörte einem der Herren von Uskar, die seine Gerichtsherren waren. Ohne Zweifel schon, weil er dem Deconomiebetriebe nicht gewachsen war, gerieth er in arge Mißhelligkeiten, und wiewohl Pachtung und Justizamt nicht eins waren, so war der Besitzer des von ihm gepachteten Gutes doch später derjenige unter seinen Ge-

unser Vaterland. (Hefi VIII. Bog. 5.)

richtsherrn, der die vom Hofrath Liste gegen ihn als Justizamtmann aufgestellten Beschuldigungen der Vernachlässigung seines Dienstes zu den seinen machte.

Friedrich der Große gab in dieser Zeit eine Eingabe Bürgers wegen einer Anstellung in Preußen an seine Rätthe ab, und auf diese Eingabe bezieht sich das berühmte Schreiben des Herrn von Zedlitz an von Carmer:

„Wenn auch gleich der jetzige Chur-Hannoversche Justiz-Amtmann Bürger durch seine von Zeit zu Zeit herausgegebenen übersehten Stücke des Homer eine nicht gemeine Kenntniß der Alten bewiesen und auch als Dichter sich bekanntlich Ruhm erworben hat, so ist er doch, wie das der Fall der heutigen mit dem Geniewesen sich auszeichnenden Schöneister ist, zum Erzieher und Jugendlehrer nicht zu gebrauchen. — Ueberhaupt ist an Leuten, die die alten Sprachen verstehen, eben kein Mangel, und da ich besonders darauf Bedacht nehme, alle Gelegenheit aus dem Wege zu räumen, daß die Jugend keinen frühen Gang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geschäften erforderliche Thätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme, so kann ich mit gutem Gewissen den Bürger, so sehr ich ihn auch schätze, in meinem Departement nicht versorgen, welches Ew. Excellenz unter Zurücksendung der mir communicirten Originaleingabe ganz dienstlich zu erwidern die Ehre habe.“

Am 30. Juli 1784 starb Bürgers Frau, Dorette, die Schwester seiner Molly. Seiner Verbindung mit dieser stand jetzt nichts mehr im Wege. Es läßt sich leicht denken, daß er sich jetzt wie ein leichtbeschwingter Vogel erschien und sein Leben auch äußerlich freier und heiterer zu gestalten suchte. Schon vor Dorettes Tode übrigens hatte er sein Amt freiwillig niedergelegt oder doch gekündigt, und er beschloß zunächst als Privatlehrer an die Universität Göttingen zu gehen.

Wie übel er zu jener Zeit in Göttingen anlief, sollte er späterhin noch erfahren; denn es sagte dort dem Sänger der Lenore einer seiner Collegen ganz freundlich: er habe einen ungemeinen habitum in allotriis (große Uebung in nichtgelehrten Schnurren), wo er denn nur all das Zeug hernähme? und derselbe fragte ihn auch, ob es wahr sei, daß er ein Kalendarium Musarum (Musen-Almanach) herausgäbe; er habe es von seiner Tochter gehört, denn er selbst lese dergleichen nicht.

Bei allem Mißlichen und Widrigen nun aber, das ihm entgegentrat, ließ sich doch die Hauptsache gut an. Man ist daher der Ansicht, daß Alles gelungen sein würde, wenn nicht Molly, die aus einer leichtfertigen Geliebten eine ganz musterhafte Hausfrau geworden war und außerdem selbst mit ihrem Wize in der Göttinger Gesellschaft dem Dichter Bahn brechen half, schon 1786 gestorben wäre.

Einige Zeit nachdem Bürger Professor geworden war, knüpfte sich durch das ohne Wissen der Verfasserin in einer Stuttgarter Wochenschrift gedruckte Gedicht des sogenannten Schwabenmädchens jenes letzte wunderliche Verhältniß an. Heiß ersehnt langt endlich ihr Bild in Göttingen an, hastig wird es eröffnet, aber Angst und Schrecken ergreifen den Dichter, als er das Bild einer schönen Brünnette erblickt. Er wirft es unter den Tisch und eilt ins Freie. Hier kommt er an ein gelbes Weizenfeld. Da fällt es mit Centnerlast ihm aufs Herz: Molly war blond! und jede Aehre ruft ihm zu: fliehe die Brünnette! Später gewöhnt er sich doch an das Bild und holt sein Schwabenmädchen als Gattin von Stuttgart ab. Im Jahre 1792 erlangt er gerichtliche Scheidung von dieser Verworfenen.*)

Bürger starb am 8. Juni 1794, 46 Jahre alt.

*) Wie sehr Schiller Bürger wehe that durch die Recension seiner Gedichte, ist bekannt. Merkwürdig ist daher folgender bisher ungedruckte Brief an Knebel, worin Schiller lange nach Bürgers Tode dessen untreue Gattin empfsahl:

Von Bürger's Noth vor seinem Tode ist so viel geschrieben, sein Dichterehrend so erschütternd dargestellt worden, daß ich die hierauf bezügliche Stelle in einem Briefe des Pfarrers Eckart im Königreich Sachsen, wo Bürger's Tochter noch jetzt lebt, wörtlich hier einfügen zu müssen glaube:

„Ueber Bürger's Vermögensverhältnisse erlaube ich mir, Ihnen noch mitzutheilen, daß diese auf jeden Fall nicht so schlecht waren, als er sie selbst häufig in seinen Briefen schildert. Auch in diesem Punkte hat er wohl, wie in vielen andern, unvorsichtig gehandelt und sich schlechter dargestellt, als er wirklich war. Bürger hatte von seinen Aeltern vielleicht kein Vermögen, allein von dem Großvater Bauer ererbte er ebenfalls bedeutende Grundstücke in der Nähe von Aschersleben. Diese verkaufte er kurz vor seinem Tode für ziemlich 4800 Thaler. Mit dieser Summe wollte er seine sämtlichen Schulden tilgen und den Rest zum Ankaufe eines Hauses mit einem daran befindlichen Garten in einer Vorstadt von Göttingen verwenden. Er äußerte mit Beziehung darauf noch kurz vor seinem Tode: wie werden meine Feinde und Neider lange Gesichter machen, wenn sie hören, Bürger, den sie für bankrott halten, habe sich Haus und Hof gekauft und Alles baar bezahlt. Leider ließ der Tod diesen Plan nicht zur Ausführung kommen. Vielmehr verfolgte auch hier Bürger ein besonderer Unstern, der seinen Ruf, ohne daß er es verschuldet hatte, schänden mußte. Die erwähnten 4800 Thaler für die Felder waren nämlich bei Bürger's Tode noch nicht ausgezahlt. Die Vormünder der Kinder legten daher sofort auf das Geld Beschlagnahme, um deren mütterliche Erbtheile, die nicht ganz unbedeutend waren, sicher zu stellen. In Folge dessen brach zu Bürger's Nachlaß der Concurß aus. Ueber die Resultate desselben weiß ich weiter nichts, als daß die hauptsächlich aus neuern deutschen, französischen und englischen schönwissenschaftlichen Werken bestehende Bibliothek für circa 500 Thaler verkauft wurde. Wäre Bürger ein besserer Wirth gewesen und hätte er seine dritte Frau nicht genommen, so hätten bei ihm finanzielle Verlegenheiten wohl nicht vorkommen können. Für seine schriftstellerischen Arbeiten erhielt er von den Buchhändlern ansehnliche Honorare, eben so wurden ihm Privatstunden, welche er besonders Pövländern und Curländern, die in Göttingen studirten, erteilte, gut bezahlt, mitunter die Stunde mit einem Ducaten. Auch war das Hauswesen Bürger's durchaus nicht schlecht bestellt. Logis und Möbel waren anständig, und über den Tisch, der geführt wurde, sagt seine Tochter, daß er zwar nicht so luxuriös bestellt gewesen sei, wie es damals in den Häusern vieler Professoren der Fall war, aber daß ihre Familie besser lebte, als jetzt viele zu den angeseheneren Ständen gehörende Familien in unserem Sachsen; eigentliche Noth habe niemals in ihres Vaters Hause geherrscht. Die beiden ersten Frauen waren gute Wirthinnen, und nach Molly's Tode hatte er eine Haushälterin, die ebenfalls das Hauswesen in Ordnung hielt, zugleich aber auch auf Bürger's Hand speculirte.“

„Weimar, 8. Mai 1802.

Elise Bürger bittet mich um eine Empfehlung nach Jena, wo sie sich in der Declamation gern öffentlich hören lassen möchte. Ich weiß ihr keine vollgültigere zu geben, als an Sie, mein werthester Freund; ich weiß, daß in Ihrem Hause die musikalischen Künste geehrt und beschützt werden. Verschaffen Sie ihr Gelegenheit, sich öffentlich hören zu lassen und nehmen die verlassene Muse in Schutz.

Mit aufrichtiger Freundschaft

der Ihrige

Schiller.“

Ueber Bürgers Bestattung, welche ärmlich gewesen sein soll, ließ uns seine noch lebende Tochter sagen, ihr Vater sei, nach der damaligen Sitte in Göttingen, Morgens in der Stille beigesezt worden. Prunkvollere Leichenbegängnisse seien fast nicht vorgekommen, und sie könne sich nur auf eine einzige öffentliche Beerdigung besinnen, welche dem Professor Michaelis gegolten habe. Ueber die in Göttingen zweifelhaft gewordene Stelle, wo ihres Vaters Grab sich befinde, wisse sie nur im Allgemeinen anzugeben, daß sie in der Mitte des Gottesackers gewesen sei. Sie selbst habe vier Wochen nach ihres Vaters Tode Göttingen verlassen und sei nicht wieder dahin zurückgekehrt.

Hier nehmen wir Abschied von Bürger mit einem wehmüthigen Blicke auf sein Bild. Mit Rücksicht auf das Originalgemälde von Tischbein dem Älteren schrieb Elise von der Recke an Bürger nach einem Aufenthalte bei Gleim, dem Besitzer des Bildes: „Oft, wenn wir Ihr Bild sahen, mißchte stille Schwermuth sich in unsere Empfindungen.“ Und wie Elise auch diese Schwermuth zu entschuldigen sucht, sie wird der allgemeine Eindruck sein, welchen dies Portrait hervorrufft. Hat doch auch Bürger selbst von sich gesagt:

Meiner Palmen Keime starben,
Eines bessern Lenzes werth.



Friedrich Friesen.

I.

Unter den Männern, deren Herz und Schwert für's Vaterland schlug, ragt einer hervor, gewaltig an Gestalt und Gesinnung, Wenigen bekannt, denn er starb in der Blüthe, ehe die Blüthe sich noch zur reifen Frucht entwickeln konnte; den Wenigen aber unvergesslich; für diese Wenigen aber ist's eine Ehrenschuld, daß sie sein Bild nicht nur treu bewahren in eigenen Herzen, sondern daß sie darauf hinweisen, daß sie der Mitwelt und namentlich der Jugend zurufen: „Werdet wie er, werdet Männer!“

Friedrich Friesen war ein Mann in der schönsten, reichsten, vollsten Bedeutung des Wortes, obwohl er von keinem Manne erzogen wurde. In Magdeburg geboren, verwaistete er schon früh; die Mutter, eine der edelsten ihres Geschlechts, übernahm seine Erziehung. Daß bei der weiblichen Pflege die stählende Kraft, der mahnende Ernst des Vaters als erziehendes Moment nicht fehle, trat in die Stelle des Vaters das Vaterland. Die Mutter sorgte mit zartem Walten für Leib und Gemüth des Knaben, der ihr vergalt mit innigster Anhänglichkeit, mit schwärmerischer, fast leidenschaftlicher Hingebung. Jedes Lob des Lehrers, jede Auszeichnung in der Schule war ihm ein Geschenk, dessen höchster Reiz für ihn darin bestand, daß er dies Geschenk seiner Mutter heimbringen konnte, daß sie seiner Freude sich freute. Dieses Zusammenleben beider nahm zu, als er Jüngling und Mann ward; es erhielt in ihm bei üppigster Kraft die Milde und Zartheit, die Jungfräulichkeit und Reinheit, die dem Manne nicht der Mann, die nur die Frau ihm geben, heben und heiligen kann. Wer die Mutter sah mit ihrem bleichen Antlitze und sinnenden Blick, wie sie aus den tiefgesenkten Augenlidern und den langen Wimpern heraus mütterlich herniederblickte in die leuchtenden Augen des Sohnes, wie sie die vollen blonden geschittelten Locken ihm streichelte und nie mit beredten Worten, aber mit desto beredteren Blicken seiner lieblichen Schönheit sich freute, wie sie, als er heranwuchs, eine schlanke und doch kräftige Giche, hinausblickte zu ihm, in sein glühendes irühendes Auge, der freute sich, auch ohne die Beiden